

ANGELIKA OVERATH

VORSPIEL AUF DEM THEATER

Eine Antwort auf Jens Jessen

Kein Schriftsteller ist gezwungen zu veröffentlichen. Jedem Autor bleibt es unbenommen, seine »Kunst im engeren Sinne« (was immer das sein mag!) für sich zu schaffen und sie bei sich zu behalten. Er hat die Freiheit, sich und seine dichterische Arbeit der Unterhaltungsindustrie zu entziehen. Auf diese Weise kann Weltliteratur entstehen. Das Werk von Franz Kafka, der zu Lebzeiten sehr wenig publiziert hat, mag hierfür vielleicht das (zumindest auf den ersten Blick) überzeugendste Beispiel sein.

Bleibt das ökonomische Argument. Kafka hat für eine Versicherung gearbeitet und mit dieser Tätigkeit seinen Lebensunterhalt verdient. Döblin war praktischer Arzt, Benn hat sich um Haut- und Geschlechtskrankheiten gekümmert. Friedrich von Hardenberg hat ein Bergwerk verwaltet, und Goethe war Minister. Die deutschen Nachkriegsliteraten haben finanziell durch das damals fortschrittlichste Medium überlebt; sie schrieben Auftragsarbeiten für den Rundfunk. Ingeborg Bachmann hat mit Reportagen Geld verdient. Und ein Jahrhundertlyriker wie Hans Magnus Enzensberger war Lektor, Übersetzer, Verleger, Literaturagent, Unternehmensberater. Unter anderem. Verdirbt der Broterwerb den Vers?

Offensichtlich gibt es Autoren, die sich ganz vom literarischen Markt fernhalten, es gibt Autoren, die ein »Doppelleben« (Benn) führen oder eben solche, die als Strategen mit den Möglichkeiten des Literaturmarktes minder oder mehr spielen.

Wo ist das Problem? Daß das Leben nicht gerecht ist? Manche Autoren sind schlicht marktkompatibel. Sie lieben laufende Kameras und Stehempfänge, sie genießen Lesereisen und Talk Shows. Ja und? Was soll die Prüderie! Muß ein wahrer Autor an der Öffentlichkeit leiden? Muß er, ganz deutscher, ganz innerlicher Dichter, sich mit verquältem Gesicht abwenden (»O sprich mir nicht von jener bunten Menge, | Bei deren Anblick uns der Geist entflieht«)? Wer verbietet, daß ein Schriftsteller auch ein Schauspieler, ein Interpret, ein Vermarkter seines Werkes ist, wenn er es denn will und kann? Und wer sagt, daß nicht gerade die Reibungen mit dem Markt, die öffentliche Auseinandersetzung mit Kritikern und ande-

ren Autoren, auch anregend, ja für die eigene Kreativität stimulierend sein kann?

Das von Jens Jessen so emphatisch zitierte »Inkommensurable« gehört zu Goethes schillerndsten Lieblingsvokabeln; inkommensurabel konnte für ihn so ziemlich alles sein. Unter anderem die Natur. Seine Haltung zum Literaturmarkt aber hat Goethe in verehrungswürdiger Klarheit dargestellt: nämlich notwendig ambivalent. Im »Vorspiel auf dem Theater«, mit dem *Faust I* beginnt, teilt er das Problem der Kunst und ihrer Vermarktung unter drei Figuren auf. Der hemdsärmelige, erfolgsorientierte Direktor feuert wie ein moderner Literaturagent den Dichter an: »Ich wünsche sehr der Menge zu behagen, | Besonders weil sie lebt und leben läßt«. Darauf schreckt der zart empfindende Dichter zurück und maunzt etwas von »stiller Himmelsenge | Wo nur dem Dichter reine Freude blüht«. Er setzt auf die »tiefe Brust«, aus der etwas »entsprungen, | was sich die Lippe schüchtern vorgelallt«. Dann aber kommt die Lustige Person: »Laßt Phantasie, mit allen ihren Chören | Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft, | Doch merkt euch wohl! Nicht ohne Narrheit hören.« Sie will nicht bloße Gefühligkeit, sondern ein wilde Mixtur, in der Frische der Phantasie, Verstand und Leidenschaft, Hingabe und Kontrolle zusammenkommen, und zwar in der Freiheit jener Distanz, die in die eigene Produktion auch den Widerhaken der »Narrheit« setzt.

Alle drei haben sie auf ihre Weise recht. Der Direktor mahnt: »Und seht nur hin, für wen ihr schreibt.« Das Publikum, das er erwartet, ist nicht sehr gebildet (»Gar mancher kommt vom Lesen der Journale«, so der Seitenhieb gegen das neue Medium). Der Dichter empfindet es als schiere Zumutung, sich auf Unterhaltungsniveau herabzulassen und faucht zurück: »Geh hin und such Dir einen andern Knecht.« Aber nun kontert die Lustige Person auf die überraschendste Weise. Das »dicht'rische Geschäft« – wohl-gemerkt »Geschäft« – solle man betreiben wie ein »Liebesabenteuer«. Der Dichter müsse sich auf alle Fähnrisse zwischen Glück und Schmerz einlassen: »Und eh man sich's versieht, ist's eben ein Roman«. Hineingreifen müsse er »ins volle Menschenleben! | Ein jeder lebt's nicht vielen ist's bekannt, | Und wo ihr's anpackt, da ist's interessant«. Der Stoff, aus dem die Dichtung ist, speist sich nicht aus dem »Gemüt«, sondern aus der sozialen Umwelt, aus dem Kreislauf, dem Gewimmel des Daseins. An dieser Stelle lenkt der Dichter, der ja seine Subjektivität verteidigen will, ein wenig ein. Wenn er sich aber auf die ganze bunte Welt wie auf ein Liebesabenteuer einlassen, wenn er »Das tiefe schmerzenvolle Glück, | des Hasses Kraft, die Macht der Liebe« allgemeingültig darstellen soll, dann benötigt er dazu doch die frühere Intensität des Fühlens: »Gib meine Jugend mir zurück!« Und es ist wunderbar, wie die Lustige Person auch hier das Pathos aus der

Situation nimmt, indem sie ihm klarmacht, daß man das nicht alles noch einmal durchleben muß. Der alte Dichter soll sich nicht so anstellen, schließlich gehe es nicht um eine Kriegsschlacht, für die man Jünglinge braucht, sondern nur darum, »in's bekannte Saitenspiel | Mit Mut und Anmut einzugreifen.« Und in diesem Sinn endet auch der Direktor: »Gebt ihr euch einmal für Poeten | So kommandiert die Poesie.« Als scheinbar flüchtiges Vorspiel auf dem Theater führt die Unterhaltung von Direktor, Dichter und Lustiger Person unangestrengt in die sehr alte Problematik von geübtem Handwerk und unabsehbarer Kreativität, Publikumserfolg und subjektiver Wahrheit der Kunst, Kalkulation und Gnade.

Was soll das Gejammere über den Literaturmarkt? Proust hat die *Recherche* auf eigene Kosten verlegen lassen. Beckett hat *Murphy* an 42 Verlage gesandt, bis einer das (vermutlich beste) Buch des späteren Nobelpreisträger drucken wollte.

Was soll schlecht sein, wenn Autoren Preise und Stipendien bekommen und deshalb vielleicht ein bißchen weniger Taxifahren müssen oder Creative Writing Seminare geben oder sich als Zeilen-Neger in den Feuilletons verdingen?

Ist es nicht irritierend, daß gerade die heftigsten Kritiker des Literaturmarktes sich als seine gläubigsten Anhänger zu erkennen geben? Sie entdecken sich als fundamentalistische Monotheisten. *Den* Literaturmarkt nämlich gibt es nicht. Es gibt einen Götterhimmel der Nischen und der Neben- und Gegenkulturen. Jede kleine Buchhändlerin macht mit ihrer Ladentheke einen Literaturmarkt auf. Und jeder Leser ist ein Agent.

Und daß im freien, öffentlichen Austausch der Ideen, in der Gedanken-zirkulation ein ungeheures und notwendiges Potential für die Entstehung von Literatur liegt, reflektierte als einer der ersten Goethe. Seine Konzeption der »Weltliteratur« ist ohne den Gedanken des literarischen Marktes ja gar nicht denkbar.